

Edna Brocke

## Juden in der »neuen« Bundesrepublik – was hat sich geändert?<sup>1</sup>

Das *Post-Shoah*-Deutschland war sozusagen »judenrein«. Erst nach und nach wagten sich einige der an Leib und Seele gebrochenen Juden aus den sogenannten »*Displaced Persons*«-Lagern heraus und blieben, aus Gründen, die sie selbst meist nicht benennen können, in der neu entstandenen Bundesrepublik.

Die überwiegende Mehrzahl unter ihnen stammte aus Osteuropa, war also weder mit der deutschen Sprache noch mit der deutschen Kultur vertraut oder gar verbunden. Es waren Menschen, die im wesentlichen keinen Kontakt zur nichtjüdischen Umwelt suchten, ihn vielleicht auch kaum ertragen hätten, sondern primär die Tatsache ihres Überlebens verarbeiten oder durch Arbeit verdrängen wollten.

Die Anzahl der Remigranten hingegen blieb noch kleiner. Mitte der 50er Jahre ebhte auch diese Bewegung ab. In die frühere DDR kehrten allerdings weit mehr ehemalige deutsche Juden zurück als in die Bundesrepublik, und zwar aus der politischen Überzeugung heraus, dort eine Chance zu haben, am Aufbau eines »besseren Deutschland« mitarbeiten und dazu konstruktiv beitragen zu können. Die überwiegende Mehrheit derer, die als Sozialisten in die DDR remigriert waren, verstanden sich jedoch nicht bewußt als Juden und gaben sich selten als solche zu erkennen. Somit war die Zahl der jüdischen Gemeindemitglieder in der DDR weit geringer als die Gesamtzahl von Juden dort.

Durch den Eichmann-Prozeß in Jerusalem 1961, bei dem immer neue Enthüllungen furchtlicher Taten bekannt wurden, wurde auch im Leben von Juden in der Bundesrepublik eine neue Phase eingeleitet. In diese Zeit gehört z.B. auch der berühmte Vortrag von Theodor W. Adorno, den er im Hessischen Rundfunk am 19. April 1966 unter dem Titel »*Erziehung nach Auschwitz*« hielt. Eine Kernthese in diesem Vortrag lautete, daß die bundesdeutsche Gesellschaft die Mitschuld einer großen Zahl von Menschen an den NS-Verbrechen verdrängt habe.

Diese Phase scheint – im Vergleich zu den ihr folgenden – die bisher längste gewesen zu sein und dauerte bis Ende der 70er / Anfang der 80er Jahre. Auf christlicher Seite war sie – sowohl im praktisch-religiösen wie im theologisch-abstrakten Bereich – von einer gewissen Eupho-

<sup>1</sup> Dieses Manuskript wurde im Januar 1993 abgeschlossen und umfaßt somit die neueren Entwicklungen nicht mehr.



rie gekennzeichnet, von einem Gefühl, die Schrecken einer zweitausendjährigen theologischen wie religiösen Geschichte wenn nicht wirklich überwunden, so doch so weit in den Hintergrund gestellt zu haben, daß bald nur noch Gemeinsamkeiten zwischen Christen und Juden ent- oder aufgedeckt wurden. Angesichts dieser »Hochstimmung« fragte sich manch einer, wie es denn zu dieser schrecklichen zweitausendjährigen Geschichte überhaupt hatte kommen können, wo doch die Gemeinsamkeiten (scheinbar) so klar auf der Hand lagen. Jüdischerseits wurde diese Sicht und Haltung zu keiner Zeit in breiten Kreisen geteilt. Es waren allenfalls wenige einzelne, die sich der christlichen Anfrage öffneten und zu einer Zusammenarbeit bereit waren.

Die wenigen, die ein solches Dialogangebot auf- und annahmen, hatten primär zwei Beweggründe:

Zum einen sahen sie in diesem Angebot einen erstmaligen Schritt in der langen Geschichte des Christentums und der Kirchen gegenüber dem jüdischen Volk, auf das jüdische Volk ohne Herrschaftsanspruch zuzugehen und hofften, es handele sich um eine tiefe Erkenntnis der Mitverantwortung christlicher Theologie (und dogmatischen Festlegungen) ebenso wie christlicher Praxis in den Jahrhunderten zuvor, die den Weg nach Auschwitz mitbahnte. Wenn es sich tatsächlich um eine Umkehr handelt – so meinten jüdische Befürworter eines Dialogs<sup>2</sup> –, dann hätten Juden die Pflicht, einem Angebot dieser Art zu entsprechen.

Zum anderen war und ist vielen Juden – nicht nur in der Bundesrepublik – klar, daß in der zunehmend säkularisierten Gesellschaft jene aus dem Christentum stammenden antijüdischen Vorurteile sich derart verselbständigt haben, daß es kaum noch möglich ist, sie zu entlarven, schon allein deshalb, weil man unterschiedliche Bilder, Assoziationen, Sprachen verwendet. Auf Grund dieser Erkenntnis meinten sie, daß bewußte Christen, zumal Umkehrwillige, gute, geeignete, angemessene Gesprächspartner für einen Änderungsversuch sein könnten.

Die Entwicklung im politischen Bereich scheint in parallelen Bahnen verlaufen zu sein. Bis zum Sechs-Tage-Krieg vom Juni 1967 war die (scheinbare oder wirkliche – das wird kaum je auszumachen sein) Zustimmung und -neigung zu Israel recht groß. Mit dem überraschenden Ausgang des Krieges, hat sich das Blatt gewendet. Die Verdoppelung des Gebietes Israels nach dem Sechs-Tage-Krieg (durch die Sinai-Halbinsel, die West-Bank, den Gaza-Streifen und den Golan-Höhen) vor allem aber durch die bis heute völkerrechtlich nicht geklärte juristische Lage dieser Gebiete (die zur Eskalation von Gewalt und Menschenrechtsverletzungen israelischer- wie palästinensischerseits führt)

2 Gemeinhin wird der Versuch, die Umgangsweisen miteinander und die Beziehungen zwischen Christen und Juden zu erneuern, unter dem Motto »christlich-jüdischer Dialog« subsumiert. Ich bemühe mich, diesen Begriff, wenn möglich, zu meiden, da ich ihn für unpräzise, vielleicht sogar für ein wenig irreführend halte. So gibt es z.B. in der Bundesrepublik, aber auch ganz allgemein, grundsätzlich zwei nebeneinander geführte Gespräche: zwischen katholischen Christen und Juden einerseits und zwischen protestantischen Christen und Juden andererseits – wobei jüdischerseits sehr oft »Personalunion« besteht. Mit den Ostkirchen sowie mit den arabischen Kirchen bestehen bislang keine nennenswerten Gesprächsansätze, ebensowenig wie mit den afrikanischen Kirchen.



hat sich in der Bundesrepublik das Klima umgekehrt. Dieser lange und langsame Prozeß der deutlichen Veränderung in veröffentlichter ebenso wie in privater Haltung gegenüber Israel fand seinen ersten Höhepunkt im August 1982 während der israelischen Einmischung in den damals bereits seit sieben Jahren geführten Krieg im Libanon.

Mit der Ausstrahlung der amerikanischen TV-Serie »Holocaust« im Januar 1979 begann eine Phase – man könnte sie als eine dritte bezeichnen –, die neben Gefühlen der Beklemmung auch anderen Gefühlen freien Lauf ließ. In der TV-Serie (einer »Seifenoper«, wie es kritisch hieß) wurde das individuelle Schicksal einer von der Shoah betroffenen jüdischen Familie beschrieben. Diese Serie öffnete in der Bundesrepublik viele Schleusen, und etliche bis dahin wohl eher unterdrückte Gespräche zwischen den Generationen konnten (scheinbar?) beginnen. Man mag allerdings aus heutiger Sicht sagen, daß diese TV-Serie und die danach folgende emotionale Eruption wohl eher die Kluft überdeckt als sie wirklich überwunden hat. Jene tief emotionale Aus- und Aufbrüche von damals sehe ich erneut in den ähnlich eruptiven Äußerungen und Demonstrationen im Dezember 1990 und Januar 1991, anläßlich des Zweiten Golfkrieges. In beiden Fällen ging es nicht primär um »die Anderen«, sondern es diente jeweils als Ventil, um weiterhin offengebliebene Fragen aus und in der eigenen Geschichte emotional zu erleben ohne sich allerdings der zuvor notwendigen politischen Analyse auszusetzen.

Inzwischen war die erste Generation der in der Bundesrepublik Deutschland geborenen Juden herangewachsen. Fragen an ihre Eltern, die nach dem Krieg in den »Displaced-Persons« Lagern lebten, weshalb sie nun ausgerechnet in Deutschland geblieben waren, zum einen und eine Suche nach ihrem eigenen Ort<sup>3</sup> auf der anderen Seite prägte viele Menschen dieser Generation.

Diese Phase einer scheinbaren Harmonie endete recht abrupt im November 1989, spätestens an jenem Tag, an dem – wohl doch nicht ganz durch Zufall gerade am 9. dieses Monats – die Berliner Mauer geöffnet wurde.<sup>4</sup> Nur einzelnen Deutschen in Ost und West fiel damals auf, daß eine politische Einigung dieser beiden Nachkriegsstaaten eine Einigung der protestantischen Deutschen und der katholischen Deutschen, aber keine von jüdischen Deutschen mehr bedeuten kann.

3 Als Kinder von Juden aus Osteuropa suchten sie ihren Ort zwischen Fremdheit in Deutschland und der von außen an sie herangetragenen und erwarteten Zionssehnsucht. Die Eltern konnten bei der Eingliederung in die Gesellschaft nicht behilflich sein – zum einen, weil sie selbst keinen Ort innerhalb der deutschen Kultur fanden (und ihn vielleicht auch gar nicht suchten), zum anderen, weil sie meist so emsig mit dem Aufbau eines neuen Lebens und so mit der Verdrängung des (Über-)lebten beschäftigt waren, daß sie ihren Kindern oft nur den eigenen Traum weitergaben, nämlich: die Kraft zu haben, um nach Israel weiterzuwandern, und dort ein authentischeres, eigenes, deutlicher jüdisch geprägtes Leben aufzubauen.

4 Siehe hierzu die Äußerung des damaligen Regierenden Bürgermeisters von Berlin, Momper, in der Süddeutschen Zeitung vom 9.11.1990. Dort heißt es u.a.: »Den ersten Hinweis darauf, daß die entsprechende Entscheidung des Zentralkomitees der SED unmittelbar bevorstehe, habe Momper am Morgen des 9. November erhalten, berichtete der SFB. Momper sagte dazu: »Ich habe daraufhin dem Verkehrssenator gesagt, er möge doch bitte bei der BVG (den Berliner Verkehrsbetrieben) anrufen, und die sollten die Smogalarmpläne für den Nachtverkehr bereithalten.«



Im Wissen um Rolle und Bedeutung gerade der deutschen Juden im politischen, kulturellen, gesellschaftlichen und ökonomischen Leben in Deutschland vor dem Zweiten Weltkrieg mehrten sich nun innerjüdische Stimmen, die die Frage aufwarfen, ob dies nicht ein geeigneter Zeitpunkt sei, um sich von der bis dahin vorherrschenden Position, »Juden in Deutschland«<sup>5</sup> zu sein, abzuwenden und den Versuch zu wagen, eine neue, andere Form *deutschen Judentums* zu prägen. Gewiß, eine Kontinuität des einstigen deutschen Judentums, das Leo Baeck als ein für allemal beendet sah<sup>6</sup>, kann es nicht geben, aber einen Schritt hin auf einen neuen Abschnitt jüdischen Lebens in Deutschland.

Zwei entscheidende – fast zeitgleiche – Faktoren unterbrachen diese innerjüdische Diskussion: Zum einen stellte der zahlenmäßig sehr starke Zuzug von Juden aus der ehemaligen Sowjetunion für die bisherigen, sehr kleinen jüdischen Gemeinden eine große Herausforderung und Aufgabe dar. Zum anderen haben die öffentlichen Reaktionen in der Bundesrepublik im Vorfeld des Zweiten Golfkriegs (1990/91) wie auch das Handeln der deutschen Regierung während des Kriegs vielen Juden deutlicher als zuvor bewußtgemacht, wie fragil und alles andere als »normal« die Beziehungen zwischen nichtjüdischer Mehrheit und jüdischer Minderheit in Deutschland sind.

Viele der in Deutschland doch sehr anders als in anderen Ländern (in denen es auch Widersacher der alliierten Aktion gab) verlaufenen Reaktionen und Demonstrationen vor und während dieses Kriegs lassen sich mit den allgemeinen Veränderungen in Osteuropa insgesamt, mit dem Fall der Mauer im besonderen und mit dem nicht antizipierten Ende des sogenannten Kalten Krieges erklären.

Der Zusammenbruch der DDR (der euphemistisch als »Revolution« bezeichnet wird) und die auf ihn folgende Einigung der beiden deutschen Nachkriegsstaaten, ohne zuvor (oder parallel dazu) einen Vertrag mit den Siegermächten des Zweiten Weltkriegs schließen zu müssen, wird eine auf Dauer angelegte Frage nach dem eigenen Selbstverständnis Deutschlands bleiben. Das »Zwei plus Vier«- Abkommen kann m.E. nicht als Ersatz für einen solchen Vertrag dienen, ist es doch primär unter dem Druck erzielt worden, Michail Gorbatschow könnte vor

5 Bei Gründung des »Zentralrats der Juden in Deutschland« wurde ganz bewußt diese Formulierung gewählt. Es ging darum zu zeigen, daß mit der *Shoah* das, was mit dem Begriff »Deutsches Judentum« gemeint war, »ein für allemal vorbei« war.

6 »Für uns Juden aus Deutschland ist eine Geschichtsepoche zu Ende gegangen. Eine solche geht zu Ende, wenn immer eine Hoffnung, ein Glaube, eine Zuversicht endgültig zu Grabe getragen werden muß. Unser Glaube war es, daß deutscher und jüdischer Geist auf deutschem Boden sich treffen und durch ihre Vermählung zum Segen werden können. Dies war eine Illusion – die Epoche der Juden in Deutschland ist ein für allemal vorbei.«



Abschluß der Gespräche gestürzt werden. Diese Furcht war Anlaß für ein Eiltempo, das zugleich Verzicht auf wesentliche Inhalte bedeutete.<sup>7</sup> Diese scheinbar nur juristische Lücke reicht tief in Elemente der Frage nach der eigenen Identität, nach einem kollektiven Bewußtsein in Deutschland Ost und Deutschland West. Im Diskutieren eines solchen Vertragswerks lag die Möglichkeit einer redlichen Klärung dessen, was im Doppelsinn als die *jüngste deutsche Geschichte* bezeichnet werden kann.

Wie groß die Lücke ist, die das Fehlen einer Identität reißt, haben die Reaktionen 1990/91 gezeigt. Gerade jene, die sich (in der »alten« Bundesrepublik) lange als »Europäer«, als »Weltbürger«, als supranational denkende Menschen verstanden haben, verloren die Perspektiven für die politische Realität im Nahen Osten und reagierten panisch.

Sowohl die Ereignisse in Deutschland im Herbst 1989 als auch der Zweite Golfkrieg haben viele Deutsche in bisher ungekannter Weise mit ihrer eigenen deutschen Geschichte konfrontiert. Die tiefgreifende, aber noch nicht wirklich begriffene Veränderung seit November 1989 führte in Deutschland-West zu einer traumatisch erlebten Phase während der Krise am persischen Golf.<sup>8</sup>

Wie sehr dieser Krieg als der »eigene« nacherlebt wurde, ist in vielen Beiträgen vortrefflich gezeigt worden. Ich nenne hier stellvertretend nur einen Beitrag, den von Peter Schneider: »Das falsche gute Gewissen der Friedensbewegung«. Dort heißt es u.a.: »Wie kam es, daß so viele Deutsche sich – sozusagen spontan und instinktiv – mit der Zivilbevölkerung Iraks identifizierten. Nicht aber mit den Israelis ...? Sprach in dieser Identifikation nicht eine Anklage (und eine unbewältigte Leidenserfahrung) mit, die in den 45 Nachkriegsjahren kaum jemals offen geäußert worden war: ›Auf ähnlich unsinnige und barbarische Weise sind damals auch wir von den Alliierten bombardiert worden; genauso ungerecht wie der jetzige war auch jener andere Krieg, der die Welt vom Nazifaschismus befreite?‹«)

Es scheint, als habe sich das meiste an Horror-Visionen in den Monaten Januar bis März 1991 lediglich in den Phantasien vieler Menschen in Deutschland, nicht jedoch in der Wirklichkeit abgespielt. Nur so kann ich die Panik vieler Demonstranten verstehen, die die Gefahr eines Dritten Weltkriegs beschworen, während sie den zur gleichen Zeit beginnenden Krieg in Jugoslawien mit einem mitleidigen Bedauern abtaten. Erneut entzogen sich viele der Notwendigkeit einer politischen Analyse. Im Fall der Golfkrise wurde die Teilnahme an Demonstrationen

7 Man kann es auch mit *Ascher Reich* so ausdrücken: »Wegen der historischen Verantwortung der Besatzungsmächte wäre es ihre Pflicht gewesen, Deutschland nicht sich selbst zu überlassen, sondern bei einer kontrollierten Einigung zu helfen – nicht einer überstürzten, wie es geschah.« in: *Bahman Nirumand* (Hg.), *Deutsche Zustände. Dialog über ein gefährdetes Land*. Hamburg 1993, 53-67, hier 66.

8 In: »Frankfurter Allgemeine Zeitung« (vom 19.4.1991).



nen gegen die Alliierten (vor allem die USA) damit begründet, man könne doch nur bei den eigenen (und mit ihnen verbündeten) politischen Verantwortlichen Forderungen vortragen – wieso blieben allerdings solche Denkansätze und Forderungen völlig aus im Hinblick auf den eigenen damaligen Außenminister, der mit seinem massiven Druck auf die Europäische Gemeinschaft die Anerkennung von nur zwei Teilrepubliken des zerfallenen Jugoslawiens erzwang und mit diesem Druck das Tempo der Entwicklung zum Krieg auf dem Balkan mindestens erheblich beschleunigte?

Nicht-Wahrnehmen(-Wollen?) der politischen Realität, also auch der, daß die israelische Zivilbevölkerung Angriffsziel in einem *fremden* Krieg werden sollte, kennzeichnete viele Frieden-Suchende Demonstranten in Deutschland. Gewiß, es gab auch ganz andere Veröffentlichungen<sup>9</sup> und eine Vielzahl von einzelnen Bürgern, die sich weder der militanten Friedensliebe noch ihrer veröffentlichten Meinung anschlossen, gleichwohl war diese Phase eine Erfahrung zahlreicher und tiefer Risse.

Es ist einmal mehr – aber so existentiell wie nicht zuvor – deutlich geworden, daß in der Beziehung zu Israel (im Vergleich zu anderen Konflikten) weithin mit zweierlei Maß – und fast immer zu Ungunsten Israels – gemessen wird. Zwar keine ganz neue Einsicht für viele in Deutschland lebenden Juden, gleichwohl eine – wegen des Zeitpunkts und der tödlichen Gefahr – besonders irritierende.

Parallel dazu setzte sich aber der Prozeß der Verunsicherung innerhalb Deutschlands fort. Er mag viele Ursachen haben, aber eine läßt sich treffsicher aufzeigen: »Weil eine Einheit vorgetäuscht wurde, die es real nicht gibt, wurde Einheit verhindert und wurden neue Trennungen und neuer Hader in Gang gesetzt«. Und deshalb kam es soweit, daß »nirgendwo sonst in Europa ... kollektive Schamschwellen derart massiv gefallen (sind) wie in Deutschland.« Und so wird man D. Cohn-Bendit auch bei seiner Schlußfolgerung zustimmen, wenn er schreibt: »Rassistische oder zumindest fremdenfeindliche Unterströmungen gibt es in allen modernen Gesellschaften; ... die Zivilität einer Gesellschaft bemißt sich daher ... daran, ob die Gesellschaft, ihre Institutionen und ihre Öffentlichkeit in der Lage sind, diese Dispositionen in Schach zu halten, zu ächten und der Selbstkontrolle zu unterwerfen.«<sup>10</sup>

9 So z.B. der nüchterne Essay von *Hans Magnus Enzensberger* in »Der Spiegel« vom 4. Februar 1991. Dort hieß es u.a.: »Keine denkbare Politik, wie klug, wie umsichtig sie auch wäre, kann es mit einem solchen Feind aufnehmen. Er bekommt am Ende immer, was er will: den Krieg«. Und er zieht das Fazit: »Woran Hitler und Saddam gescheitert sind, am Endsieg, das heißt an der Endlösung – ihrem nächsten Wiedergänger könnte es gelingen«. Eine Zusammenfassung ebendieses Artikels erschien unter der Überschrift »Das Echo der eigenen Vergangenheit« in der »taz« vom 5. Februar 1991.

10 So *Daniel Cohn-Bendit*, Geteilte Einheit – Kleines Plädoyer gegen die Verwahrlosung der Republik, in: *Bahman Nirumand* (Hg.), Deutsche Zustände, 89-101, hier 95 u. 97.



Mit dem Tod von Heinz Galinski (Vorsitzender des Zentralrats der Juden in Deutschland und langjähriger Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde zu Berlin) am 19. Juli 1992 ist eine weitere Phase jüdischen Lebens in Deutschland gewissermaßen beendet.

»Heinz Galinski hätte auch sagen können: ›Auschwitz‹ – und damit gleichzeitig alles meinend, was dieser Name symbolisiert und materialisiert, der Ort, wo Mutter und Frau umgekommen waren. Er hat sein Leben bestimmt. Auschwitz war der Daseinskompaß von Heinz Galinski, an ihm hat er alle und jeden gemessen, sich selbst eingeschlossen.«<sup>11</sup> Auch wenn nicht anzunehmen ist, daß schon bald ein Vertreter der jüngeren Generation die Führung im Zentralrat übernehmen wird, wird es – auch – von jüdischer Seite her nicht mehr genauso sein wie bisher. In der Zeit zwischen 1949 und 1989 wurde Juden in der Bundesrepublik eine weit über ihre Zahl hinausreichende politisch-symbolische Bedeutung eingeräumt. Gewiß war dies eine Reaktion auf die Zeit des Nationalsozialismus, doch hat diese neue Asymmetrie die grundsätzliche Asymmetrie im Verhältnis zwischen Nichtjuden und Juden natürlich nicht aufheben können. Vielleicht hat dieses Verhalten in der Nachkriegszeit bei vielen in der Mehrheitsgesellschaft gar eine emotionale Verhärtung hervorgerufen.

Das Ende des Ost-West-Konflikts, die Einigung der beiden deutschen Nachkriegsstaaten und am schärfsten die Reaktionen auf den Zweiten Golfkrieg haben die Beziehungen zwischen Nichtjuden und Juden in Deutschland, zwischen Deutschen und Israelis, zwischen Christen und Juden, tiefgreifend verändert.

Der Prozeß der Reduktion der bisherigen politisch-symbolischen Rolle von Juden in Deutschland auf ein realistisches Maß steht nun an, und die Frage ist, ob Instrumentarien zur Hand sind, um dies behutsam und zugleich für alle Beteiligten heilsam tun zu können. Ein solcher Prozeß muß im Bewußtsein versucht werden, daß es schon ohnehin jene gibt, die einen »Schlußstrich« ziehen wollen, und muß deshalb diese Gratwanderung mit besonderer Aufmerksamkeit einleiten.

Vielen Juden der Nachkriegsgeneration (allerdings nicht nur in Deutschland, jedoch hier stärker als anderswo) wird erst in diesen Monaten bewußt, welch einer besonderen Epoche in der jüdischen Geschichte sie bisher angehörten: einer Zeit, in der Antisemitismus gesellschaftlich geächtet war und deshalb nicht oder nur selten offen und öffentlich geäußert wurde. Sie gehören einer Generation an, die im Hinblick auf den Staat Israel mit Aufbau und Zukunftsperspektiven leben konnte. Sie gehören aber eben auch einer Generation an, die komplementär dazu akzeptieren muß, daß Auschwitz für die europäische

11 Ralph Giordano, Auschwitz – das war der Daseinskompaß, in: A. Nachama und J.H. Schoeps (Hg.), Aufbau nach dem Untergang. Deutsch-Jüdische Geschichte nach 1945, Berlin 1992, 25.



Mehrheitsgesellschaft keinen vergleichbar tiefen Einschnitt auch in ihrer eigenen Geschichte bedeutet. Hier markieren die Auseinandersetzungen um den Zweiten Golfkrieg eine entscheidende Erkenntniswende.

Erneut, verstärkt und mit neuen Akzenten versehen wurde vielen deutlich, daß alles, was Juden und Nichtjuden (hier in Europa namentlich Christen, respektive christianisierte oder christlich sozialisierte Menschen) miteinander zu klären, zu reflektieren oder zu tun gedenken, einer konstitutiven Asymmetrie unterliegt, die sich in fast allen Bereichen manifestiert. Dabei geht es nicht primär um eine zahlenmäßige Differenz – diese ist ja offenkundig –, sondern neben ihr um zahlreiche und grundlegende Unterschiede in den kollektiven Lebensplanungen und –wahrnehmungen und ihren Folgen, die die Verständigung im Laufe von Jahrhunderten erschwert haben. Die Meinung, daß die Verständigungsbasis im 20. Jahrhundert – also in Zeiten der sogenannten Postmoderne, in Zeiten der Post-Aufklärung – deshalb eine grundsätzlich klarere sei, weil die (west)europäischen Gesellschaften stärker auf individuelle denn auf kollektive Lebensentwürfe aufbauen, ist zwar gängig, dennoch teile ich sie nicht.

*Religion* ebenso wie *Nation*, so meinen viele, seien im aufgeklärten Westen und im ›postmodernen‹ Zeitalter grundsätzlich »überwunden«. Das mag für viele Einzelne subjektiv gewiß zutreffen, gleichwohl sind und bleiben auch säkularisierte Menschen im Westen von christlich bestimmten Normen geprägt. Darüberhinaus sagt diese subjektive Wahrnehmung nichts über die erhaltene – weil strukturbedingte – Macht der Institutionen (wie etwa der Kirchen) aus. Schließlich und in diesem Kontext entscheidend: Moralische Paradigmen, soziale Parameter, politische Wertungen, aber auch antijüdische Vorurteile christlicher Herkunft – die sich im postaufklärerischen Zeitalter verselbständigt haben – werden von säkularisierten Menschen im Westen oft nicht einmal mehr als solche erkannt.

Im heutigen Deutschland, das wohl noch länger, als manche glaubten, aus der »alten« Bundesrepublik und der ehemaligen DDR bestehen wird, stimmen kaum noch welche der früheren Koordinaten. Es bleibt zu hoffen, daß sich ausreichend Kräfte finden werden, um die Krise als Chance wahrzunehmen und somit konstruktiv zu nutzen – also: um einen harten Einschnitt zu einem Neuanfang umzumünzen.

*Edna Brocke, M.A.*, geboren 1943 in Jerusalem, lebt seit Ende 1968 in der Bundesrepublik Deutschland. Sie unterrichtet in der jüdischen Gemeinde in Krefeld *Religionsunterricht*, ist Leiterin der Gedenkstätte ALTE SYNAGOGUE in Essen und hat einen Lehrauftrag für Judentumskunde an der Ruhr-Universität Bochum. Sie ist seit vielen Jahren in mehreren ökumenischen Gremien des »christlich-jüdischen Gesprächs« tätig, hat zu diesem Thema viele Beiträge veröffentlicht und gehört zum engeren Herausgeberkreis der Zeitschrift »Kirche und Israel«.